

# Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter  
Dr. phil. Franz Geueke

## der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von  
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Kochdruck aller Artikel verboten

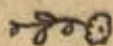
Nummer 7

Sonntag, den 13. Januar 1918

36. Jahrgang

### Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 13. Jan. (1. Sonntag nach Erscheinung des Herrn); Gottfried; Montag, 14. Jan.: Dilarchus; Dienstag, 15. Jan.: Paul. Einsiedler; Mittwoch, 16. Jan.: Marcellus; Donnerstag, 17. Jan.: Antonius, Abt; Freitag, 18. Jan.: Petri Apostel; Samstag, 19. Jan.: Camillus.



### Erster Sonntag nach Epiphanie.

Evangelium des hl. Lucas 2, 42-52.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern, wie gewöhnlich, zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagereise und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, sitzend unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte, und sie fragte. Und es erstaunten alle, die ihn hörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden die Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.



### Jesus, der König der Besinnung

Wiederum zeigt uns die Kirche den neugeborenen Heiland als einen König und Herrscher, der die Gewalt über uns beansprucht. Der Introitus der heutigen Messe lautet: „Auf erhabnem Throne sah ich sitzen einen Mann, den die Menge der Engel anbetet, die einstimmig singen: Setzt ihn, dessen Herrschaft ist in Ewigkeit.“ Wir erkennen im Lichte der Festzeit in diesem thronenden Herrscher den menschengewordenen Gottessohn. Heute nun wird uns der Gottessohn als unser König vorgestellt, insofern er in unseren Gedanken und Gesinnungen unser oberster König sein soll, der als Gegengabe für seine Opfer unsere Opfer verlangt. Das wird uns in der Epistel näher erläutert: „Brüder, ich bitte euch um der Erbarmungen Gottes willen, daß ihr eure Leiber als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darbringt, und so euer Gottesdienst vernünftig sei. Und machet euch dieser Welt nicht gleichförmig, sondern wandelt euch selbst um in Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was der Wille Gottes, was gut, wohlgefällig und vollkommen sei.“ Ist das nicht ein herrliches ausverprochenes Königsprogramm, ein Lebensprogramm für das ganze neue Jahr!

1. „Brüder, ich bitte euch um der Erbarmungen Gottes willen.“ Beachten wir wohl die Form, in der hier Paulus zu seinen Gläubigen spricht. Seine Stellung als Apostel hätte ihn wohl berechtigt, nicht zu bitten, son-

dern zu befehlen und unbedingten Gehorsam zu verlangen. Wenn er sich aber aufs Bitten verlegt, wenn er in einem herzlichen Ton und in dringlicher Sprache redet, dann muß der Inhalt seiner Bitte ihm besonders nahe gehen. In der Tat ist das, was er verlangt, von grundlegender Bedeutung für das christliche Leben, steht überdies in vollendetem Gegensatz zum Leben der heidnischen Umgehung, so daß man wohl versteht, wenn der Apostel mit Berufung auf die Liebe und das Erbarmen Gottes seine Bitte ausdrückt. „Seinen Leib als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darbringen“, heißt in der Sprache des Paulus soviel wie: sein Leben im Dienste Gottes heiligen und seinen Leib von den Sünden fernhalten, die im Heidentum im Schwunge waren. Auf die einfachste Formel gebracht, heißt das, ein Opferleben führen, ein Leben, das sich erschöpft in Werken der Gottes- und Nächstenliebe.

Wer das öffentliche und private Leben der damaligen menschlichen Gesellschaft, namentlich der griechischen und römischen Kultur betrachtet, versteht, wie scharf Paulus dagegen Front macht und vor diesem egoistischen Geiste warnt. Selbstsucht, Pflege des eigenen Ich, Befriedigung aller menschlichen Begierden und Wünsche, Dinwärtigung aller Hindernisse, die den eigenen Begierden in Wege standen, Pflege des Staatslebens nur vom Gesichtspunkte des eigenen Vorteils, das ist das Merkmal des Lebens, in dem sich die ersten Christen bewegten. Da galt es, diesen weltlichen Geist richtig und deutlich zu kennzeichnen und zu zeigen, wie verschieden davon der Geist des Christentums war und bei seinen Bestimmern sich offenbaren sollte.

Und nun nimm die Mahnung des hl. Paulus als persönlich an dich gerichtet zu Beginn des neuen Jahres! Es ist die Kirche, die im Namen Gottes beim heiligen Opfer ebenfalls ein Opfer von dir verlangt: Dein ganzer Leib, alle Fähigkeiten und guten Eigenschaften, die der Herr am Tage deiner Schöpfung deinem Leibe mitgegeben hat, sollen in den Dienst Gottes gestellt werden. Alle Arbeit, die dieser Leib samt der ihm inwohnenden Seele leistet, soll dem höchsten Herrn und Könige geweiht sein, soll auf seine Ehre und Verherrlichung abzielen. Das ist ein so hohes, überragendes Ziel, daß du aus dir selbst nimmer imstande bist, es zu erreichen. Deine rein menschlichen Mittel sind dafür viel zu unzulänglich. Aber die heilige Gnade Gottes, sein beständiger allmächtiger Beistand macht es möglich, nicht nur möglich, in dem Sinne, daß du das Ziel nur eben erreichst, sondern daß du das Ziel voll erreichst und mit verhältnismäßig geringen Anstrengungen. Jesus in allen Gedanken und Willensrichtungen, Jesu Gesinnung und Meinung auch deine Gesinnung und Meinung, Jesu Treue und Ausdauer, Jesu Güte und Menschenfreundlichkeit, Jesu Ergebung und Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater, Jesu ganze Lebensrichtung auch dein Ziel und Streben, dein Eins und Alles, kann dieses Lebensziel noch übertroffen werden? Oder hast du Besseres, Edleres an seine Stelle zu setzen?

Man sage nicht, eine solche Lebensrichtung sei mehr Sache der Heiligen, ein einfacher Christ könne sich zu solcher Höhe nicht erheben. Wir haben in unserer christlichen Lebensordnung ein einfaches Mittel, diese Höhe stets zu erreichen, das ist die gute Meinung. Was ist nämlich die gute Meinung? Sie ist die Absicht, alles, was wir tun, in der Meinung zu tun, wie sie Jesus gehabt hat, als er auf Erden wandelte und genau wie wir Menschen lebte. Jesu gute Meinung

gipfelte in seiner Aeußerung am Ölberg: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Gottes des Vaters Absicht oder Meinung ist aber seine eigene Verherrlichung. Also zielt unsere gute Meinung in letzter Linie auf die Ehre und Verherrlichung Gottes. Wer eine solche gute Meinung mit seinen Handlungen verbindet, bekämpft damit sehr wirksam die Selbstsucht, sucht in allem nicht sich, sondern Gott, erkennt also Gott als den König seiner Gesinnung, als den Herrn seiner Gedankenwelt, als die Triebfeder all seiner Taten an. Ist das etwas Anstrengendes, Mühsames? Freilich im ersten Anlauf ist diese Gesinnung nicht zu erreichen, weil eine solche Gesinnung ohne den Untergrund eines in dieser Gesinnung geführten Lebenswandels eine Heuchelei ist und bald als solche erkannt wird. Wer indessen oft diese Gesinnung in seiner guten Meinung Gott gegenüber ausdrückt, hat darin einen mächtigen Ansporn, der stets scharf gehalten wird, Gesinnung und Lebenswandel nach und nach in Uebereinstimmung zu bringen und zu hoher Vollkommenheit zu führen.

2. Diese Vollkommenheit liegt in der Mahnung: „Machet euch dieser Welt nicht gleichförmig“, nämlich in Gesinnung und Wandel. Lebt nicht wie die Welt, denkt und urteilt nicht wie die Welt. Die Welt von damals, also die heidnische Umgebung der Christen, war so verdorben, daß die Christen kaum den persönlichen und öffentlichen Verkehr mit den Heidenmenschen aus der Heidenwelt aufrecht halten konnten, ohne ihr Gewissen den schwersten Gefahren auszuliefern. Die Welt von heute hat zwar den christlichen Namen angenommen, aber in Handel und Wandel und Gesinnung noch vielfach den unchristlichen Geist beibehalten. Deshalb gilt die Mahnung des Apostels im selben Grade auch heute. Und wenn die Kirche zu Beginn des neuen Jahres ihren Gläubigen ebenfalls diese eruchten Worte vorhält, dann will sie damit zur Vorsicht und Klugheit im öffentlichen Leben aufrufen und daran erinnern, daß überall nur Jesu Gesinnung, Jesu Grundsätze als oberstes Gesetz gelten sollen. Unser ganzes Leben in der Öffentlichkeit und im Privatleben ist nun so eng mit der Welt verknüpft, daß auch jene, die es aufrichtig und ernstlich meinen mit ihrem Fortschritt und Aufstieg zur Höhe, sich kaum in allen Dingen rein und unverleert von dieser Welt halten können. Die menschliche Schwäche und Unzulänglichkeit ist zu groß. Man denke nur an einige Grundsätze beim Kaufen und Verkaufen usw. Und doch sieht jeder, es ist nicht recht, es verstößt gegen Gottes Grundsätze, gegen seine Ansichten von mein und dein. Da heißt es also, jeden Tag aufs neue durch gute Vorsätze, durch genaue Festsetzung von Zeit und Umständen dem Fall vorbeugen, das Geschehene durch Reue und Bekenntnis wieder gutmachen, dem Antrast, das sich einmischen will, bei Zeiten wehren und es unbarmerzig austreiben. Die Grundsätze der Welt sind eben so leicht, so schnell in unser Fleisch und Blut übergegangen, daß es eines beständigen Kampfes, täglicher verständigster Wachsamkeit bedarf, um nicht nach und nach dem Zeitgeist, dem Weltgeist zu erliegen.

Den Dingen in der Welt wohnt an und für sich keineswegs etwas Böses inne. Denn alles Geschaffene trägt die Güte der ewigen göttlichen Schönheit und Güte. Die Kirche will also in ihrer heutigen Mahnung keineswegs den Gebrauch der Dinge dieser Welt verhindern, nur der verkehrten Gesinnung bei ihrem Gebrauch will sie steuern. Geld verdienen, es zu etwas bringen, sich ein bagatelles, kleines Heim gründen, sich in Gesellig-

leit, durch Reizen, Theater usw. erscholen, weiterbilden, Band und Leute lehren lernen, sind Dinge dieser Welt, und an und für sich erlaubt und erstrebenswert. Durch verkehrten sinnlichen Weltgeist sind diese Dinge aber von ihrem eigentlichen Zweck so abgewichen, führen oft so unedle, manchmal sündhafte Begleiterscheinungen und Umstände mit sich, daß die Mahnung des Apostels nur allzuberechtigt erscheint: *Machtet euch nicht gleichförmig dieser Welt.*

Nehmet nicht die Grundzüge dieser Welt an, sondern haltet allezeit die ewigen unverrückbaren Gesetze und Ansichten Gottes aufrecht. Niemals zeigt in eurem Privatleben, daß ihr heimlich den Ansichten der Welt huldigt und nur nach außen hin euch als treue Christen und überzeugte Katholiken zeigt. Wenn also die Welt spricht von der Trennung von Kirche und Staat, oder von sonstigen kirchlichen Einrichtungen und Gebräuchen, dann „machtet auch nicht gleichförmig dieser Welt“, sondern bildet eure Ansicht nach jener Ansicht, die die Kirche in diesen Dingen als alte ehrwürdige Ueberlieferung hat. Es verstoßt gegen die Ehrfurcht und Achtung, die ich der Kirche schuldig bin, wenn ich gegen jahrhundertalte sehr bewährte und erprobte Einrichtungen der Kirche eifere und die Erfahrung von Tausenden von heiligen, gelehrten Männern der Kirche nicht gelten lasse und meine eigne unausgelegene Meinung an deren Stelle setze. Der letzte gemeinsame Hirtenbrief der deutschen Bischöfe gibt in wichtigsten Punkten für das Auftreten der deutschen Katholiken für die nächste Zukunft genaue Richtlinien an. Dieser Hirtenbrief zeigt von einer so hohen tiefen Auffassung der Kirche in ihrer Stellung in der heutigen Welt und zeigt so klar und unzweideutig den Weg, den die Katholiken beschreiten sollen, daß man fernhin nicht mehr im Zweifel sein kann, was Weltgeist und was Gottes Geist ist.

Weltgeist und Gottes Geist dürfen nicht und können auch nicht in einer Art unnatürlicher Gemeinschaft neben einander im Menschen wohnen. Es kann nur ein Geist herrschend sein. Das Verhandeln mit dem Weltgeist, auf das der Mensch so leicht eingehen will, führt niemals zum Frieden der Seele. Der Mensch kann nur auf einer Schulter tragen. J. B. wer ein weltliches Vergnügen mitmachen will, das nach aller Erfahrung von der Sünde kaum entfernt ist, dabei aber denkt: Ganz will ich nicht verzichten, aber ich werde mich möglichst weit von der Sünde halten, der hat die Partie schon verloren. Er wird der Sünde nicht fern bleiben, sondern mit ihr Bekanntschaft machen. Wer einen Handel, ein Geschäft abschließen will, das kaum ohne Betrug und Uebervorteilung zustande kommen kann, aber denkt, die Gelegenheit zu einem so schönen Gewinn will ich doch nicht fahren lassen, das Uneheliche dabei werde ich aber nicht mitmachen, hat zwar entschiedeneren Willen bekundet, aber auch er wird kaum von der Sünde frei bleiben, da die Erfahrung dagegen spricht. In all diesen Fällen wäre eine entschiedene, gleich im Anfang ausgesprochene Ablehnung am Platze gewesen und hätte auch zum Ziele geführt, sein Gewissen rein zu erhalten. Der Weltgeist regt sich im Menschen Tag für Tag. Es gilt daher, Tag für Tag den Kampf gegen ihn aufzunehmen. Das Nachgeben und sich einlassen führt niemals den Frieden der Seele herbei. Nur der stete unablässige Kampf bringt das hohe Gut der Seelenruhe.

Göttliches Kind in der Krippe, schon sind vierzehn Tage des neuen Jahres den Strom der Weltgeleit hinabgegangen. Die Gefahr, der Welt gleichförmig zu werden, umlauert uns auf Schritt und Tritt. Zeige uns diese Gefahr, wenn sie kommt, Mache uns mit deiner allmächtigen Gnade, auf daß wir keinen Finger breit abweichen von dem, was deines Geistes, deiner Bestimmung ist. Gib uns namentlich jenen Geist, der aus deiner Armut und Verlassenheit, aus deinem verborgenen Leben zu uns spricht, und den die zwei heiligen Personen, die dir so teuer sind, geatmet haben, Maria und Joseph. Amen. Dve.

Wer dein, o süßer Jesus, denkt,  
Des Herzes in Freuden wird versenkt;  
Doch süßer, als was süß sein kann,  
Ist's bei dir selbst, o Jesu mein!  
(St. Bernhard.)

## Der hl. Felix von Nola,

„von Gott wunderbar beschützt“.

14. Januar.

„Wenn du schläfst, wirst du nicht fürchten, du wirst ruhen und dein Schatz wird nicht sein, denn der Herr wird an deiner Seite sein und deinen Fuß bewahren, daß du nicht getreten wirst.“ (Ec. 24-26.)

Gott ist wunderbar in seinen Heiligen. Selbst die leblose und unvernünftige Natur kommt ihnen zu Hilfe, wenn Menschen nicht mehr helfen können.

Schon früh widmete sich Felix dem Dienste der Kirche. Kampanien, der schönste und gesegnetste Landstrich Italiens, wo seine Wiege gestanden, hatte seine Reize für ihn. Noch glänzte auf der Stirne der Schimmer der Jugend, auf seinen Wangen der rosige Morgenstrahl und schon durfte er bei den gottesdienstlichen Versammlungen vorlesen und die heiligen Bücher in Verwaltung halten. Mit solchem Eifer tat er es, daß er sich die Achtung der Gemeinde erwarb und zur Priesterwürde erhoben wurde. Sein alter Bischof Maximus liebte ihn mit väterlicher Bärtlichkeit, zog ihn als Stütze und Stab zu sich heran und bestimmte ihn zu seinem Nachfolger im Amte.

Da brach im Jahre 250 eine Verfolgung der Christen wie ein brausender Orkan herein, Felix bat und beschwor den altersgebrechlichen Bischof um die Erlaubnis, seines der Gemeinde so treuen Jüngers zu schonen und sich im nahen Gebirge verborgen zu halten. Er selbst blieb und übernahm die geistliche Sorge für die Gläubigen.

Bald schon zogen die grimmigen Knechte des Götterwahnes, als sie den Bischof nicht fanden, den Stellvertreter vor Gericht. Auf sein standhaftes Bekenntnis wurde er mit Ruten gepeinigt, dann in einen dunklen Kerker geworfen. Mit Ketten beladen mußte er auf einem mit Glasstücken und Tonscherben bedeckten Boden ruhen. Auch jetzt umfing eine der schönsten Segnungen Gottes, der Schlaf, den Dulder, löste ihm die Glieder und brachte ihm Vergessenheit und Linderung der Schmerzen. Sieh da erscheint ein strahlender Engel des Herrn in nächstlicher Stunde. Er heißt ihn, sich zu erheben und dem im öden Gebirge schmachtenden Bischof Trost und Hilfe zu bringen. Wie Strohflecken fielen von den Händen die Ketten, wie durch einen Federdruck sprangen die eisernen Tore auf. Der Gefangene war frei. Er eilte auf den bezeichneten Berg. Da lag der unglückliche Bischof ohne Bewußtsein und Gefühl, die ungewohnte Entbehrung, die seigende Hitze der Tage, die tauige Nässe der Nächte hatten ihn in einen todähnlichen Zustand der Erstarrung gebracht. Felix warf sich neben ihn nieder, küßte ihm Hände und Antlitz, rieb ihm Schläfe und Brust, um sie zu erwärmen und das stehende Leben zu halten. Da! keife Spuren von Herzschlag, Zuckungen der Lippen. Ach, nur eine Schale Wasser, nur einige Tropfen Wein, nur irgend eine Erfrischung. Aber Felix hatte nichts. In unbeschreiblichem Schmerz blickte er flehend zum Himmel. Siehe, als er um sich schaute, am nächsten Dornbusch hing eine schöne Traube. Der eingeträufelte Saft wirkte mit belebender Kraft. Mann man Trauben lesen von den Dornen und Zeigen von den Dornen? Ja, wo die Not am höchsten, da ist Gott am nächsten! Werfen wir doch einen forschenden Blick, ein jeder in sein eigenes Leben, waren wir nicht schwer bedrängt da oder dort, oft in einem Grade, daß keine Hilfe möglich schien, und doch sandte sie Gott zu höchster, das ist, zu rechter Zeit?

In der folgenden Nacht trug der kindlich treue Priester den schwachen Greis auf seinen Schultern in die Stadt, übergab ihn einer alten Frau zur Pflege. Die Wut der Verfolgung ließ etwas nach. Felix konnte wieder die Gemeinde versammeln, die Gnadensätze des Heils spenden. Mit neuer Wucht brach aber der Sturm los. Der heidnische Böbel rottete sich zusammen, man suchte den Priester in seiner Wohnung. — Vergebens. — Jetzt allenthalben — während er auf dem Markte unter einer Schar der Gläubigen stand: Waren die Augen der Häfcher geblendet, war Felix Aussehen verändert, sie erkannten ihn nicht; ja einer fragte ihn, ob er den Priester Felix gesehen. „Gesehen habe ich ihn nicht“, war die ausweichende Antwort. Er schlich sich durch die Menge

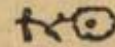
davon. In der Mauerspalte einer Ruine suchte er einen bergenden Ort. Schon hörte man die hallenden Schritte der Verfolger. „Werde ich hier vor den spähenden Augen wohl sicher sein?“ Nun, wie Gott will, sagte er sich. Da schossen aus den Ritzen des zerbröckelten Gesteins zwei mächtige Kreuzspinnen hervor. Dichtes FadengeWEBE zogen sie vor die Oeffnung der Lücke und Bretter nach. Die Verfolger kamen, durchsuchten alle Winkel und Ecken, das Spinnengewebe täuschte sie. Wunderbar sind die Mittel und Wege, wie Gott seine Diener vor Unglück bewahrt: wen er schützt, dem wird leichtes Fadenwerk zur undurchdringlichen Mauer; wen er nicht schützt, dem wird die feste Mauer zum schwachen Spinnengewebe.

Nun verbarg er sich einige Monate in einer alten Zisterne. Eine gottesfürchtige Frau brachte bei dunkler Nacht das nötige Brot, bis endlich der lang ersehnte Friede der Kirche kam. Felix erschien wieder zur unbeschreiblichen Freude der ganzen Gemeinde. Man wünschte ihm zum Nachfolger des bereits verchiedenen Maximus.

Die hohe Würde eines Bischofs zu tragen, sich die Demut unseres Felix nicht zu. Er lenkte die Wahl auf einen älteren Priester.

Ein kleines Haus mit einem Gärtchen, das ihm trotz der Verfolgung geblieben, war seine bescheidene Wohnung und er bebautte freudig Garten und Feld mit eigenen Händen.

Im hohen Alter ward er abgerufen in den Garten Gottes, wo die goldenen Früchte der Seligkeit reifen. Die Gläubigen von Nola begruben die ehrwürdige Leiche, errichteten ein marmornes Grabmal und schrieben darauf: „Hier liegt ein Mann Gottes“. O könnten diese schönen Worte mit Wahrheit auch auf unserem Grabe stehen. P. J. R.



## Weggeleit zum Glücke

Von P. H. Sch. O. F. M.

### Erstes Gebot Gottes

#### Telepathie und Aberglaube.

Wir können unsere Gedanken anderen mitteln durch die Sprache oder durch Zeichen. Nun gibt es viele Menschen, die behaupten, es gibt eine übernatürliche Gedankenübertragung, das heißt, man könne anderen seine Gedanken mitteilen, und somit auf andere geistig einwirken, ohne dazu einen der Sinne zu benutzen. Sie denken sich das Ähnlich wie bei der drahtlosen Telegraphie. Im Gehirne dessen, der die übernatürliche Gedankenübertragung zustande bringt, findet eine Konzentration der Gedanken statt, d. h. er denkt sehr stark an den, auf den die Gedankenübertragung bewirkt wird. Diese Gedankenwellen finden den Weg zum Gehirne dessen, an den er denkt und rufen dort die betreffende Vorstellung oder Erinnerung hervor. Diese übernatürliche Gedankenübertragung nennt man Telepathie. Als Beweis dafür, daß es eine Telepathie gibt, führt man unter andern an: Der Hypnotiseur kann manche Personen einschläfern, ohne daß er etwas zu ihnen sagt, und ohne sie zu berühren, ja bisweilen sogar, ohne daß die Personen ihn sehen, oder ohne daß dieselben äußerlich etwas von seiner Nähe wissen, oder auch nur in seiner Nähe sind. Also müsse doch die Absicht des Hypnotiseurs ihren Weg finden zum Gehirne dessen, der hypnotisiert wird.

Eine der bekanntesten Erscheinungen, die zur Telepathie zu rechnen ist (wenn es eine solche gibt) ist das Anmelden von Sterbenden bei Verwandten. Dieses Anmelden hat von jeher im Volk Aberglauben eine große Rolle gespielt. Sicher ist, daß manche Täuschung mit unterläuft, denn wenn der Geist des Menschen sich stark mit einer Erinnerung beschäftigt oder in großer Spannung und Erwartung ist, sieht und hört er manches, was ihm im ruhigen Zustande nicht aufgefallen wäre. In all den Fällen aber, wo eine solche Anmeldung stattfindet, da sind geliebte Personen voneinander getrennt, sind in Sorge und denken aneinander, wenn auch nicht gerade im Augenblick der Anmeldung. Allerdings manche Fälle würden sich nicht so einfach erklären lassen. In dem Augenblick, da die Seele vom Körper scheidet, ist sie ja

auch an unsere irdischen Gesetze nicht mehr gebunden. — Auch während dieses Krieges werden eine Menge solcher Anmeldungen von Sterbenden berichtet.

Die Witwe eines in diesem Kriege gefallenen Hauptmanns erzählt: „Mein geliebter Mann verließ München an der Spitze seiner Kompagnie am 8. August 1914. Obwohl ich unsagbar an meinem Manne hing, hielt ich mich recht tapfer und hatte durchaus nicht das Gefühl, als sähe ich meinen Mann zum letzten Mal. Täglich erhielt ich Nachricht, so daß ich nicht in besondere Angst zu geraten brauchte. So kam der 28. August 1914. Es war mir an jenem Tage durchaus nicht übertrieben ängstlich zu Mute. Tages war ich fort und erst abends kam ich nach Hause. Die Frau des Hausbesizers leitete mich Gesellschaft. Wir unterhielten uns über nebenhächliche Dinge bis um 11 Uhr, da ich allein blieb. Ich wunderte mich, daß ich absolut keine Müdigkeit verspürte. Ich setzte mich auf meines Mannes Platz und strickte. Plötzlich sagte ich mir: „Mein Mann würde lachen, wenn er mich so fleißig stricken sähe.“

Es fiel mir ein, daß ich im nebenanliegenden Schlafzimmer das Licht hatte brennen lassen. Ich wollte aufstehen, es zu löschen, doch immer hielt es mich wie mit Ketten auf meinem Stuhl fest. Da schlug die Uhr zwölf. „Das ist ja die Geisterstunde.“ Ich glaubte nie an Geister, und es war mir auch jetzt durchaus nicht unheimlich zu Mute. Kaum hatte es 12 geschlagen, da knarrte es plötzlich im erleuchteten Schlafzimmer. Ich beachtete das gar nicht, sondern strickte ruhig weiter. Nach etwa 3 Minuten knarrte es wieder. Ich fürchte mich auch jetzt nicht daran. Das Knarren wiederholte sich. Immer in kleinen Zwischenräumen. Endlich sah ich etwas unwillig hin: „Woher doch mir das Knarren? Im Hause schläft alles. Geheißt er nicht, daß etwa die Möbel knarren könnten.“ — Ich strickte weiter. Als aber das Knarren nicht aufhörte, ging ich endlich in das Schlafzimmer, schloß die Fenster, ließ die Jalousie herunter und stellte mich mitten ins Zimmer, um festzustellen, woher das Knarren und Krüßern käme. Es knarrte wieder, und doch konnte ich nicht sagen, von welcher Stelle das Geräusch kam. Ich ging wieder ins andere Zimmer und las. Immer wieder hörte ich das Knarren. Die Uhr schlug 1/2 2.

Kaum war der Schlag verklungen, da hörte ich einen dumpfen Knall und dann einen dumpfen Fall. Es war, als wenn dieses im Schlafzimmer durchs Fenster gekommen wäre. Dann war alles grabesstill. Mir war eiskalt. Ich wußte nun, daß etwas passiert sein mußte. Ich sah gar nichts nach; denn mir war klar, daß es kein reales Geräusch gewesen. Im Wohnzimmer drehte ich das Gas aus und begann mich betwähig resigniert ins Schlafzimmer. Ich sah in den Spiegel: Mein Gesicht war wie aus Stein. Mein Zug regte sich. Ich blickte starr und wußte es selber nicht. Wie benommen stand ich vor dem Waschtisch und begann mich auszukleiden. Da wurde es um mich her eilig kalt. Vom Fußboden lams herauf und umhüllte mich. Jetzt brach der Schmerz sich Bahn. Ich begann zu weinen.

Auf dem Nachttisch stand die Photographie meines Mannes. Ich bedeckte sie mit Wasser, in Nebenlicht seinen Namen und hat Gott, meinen geliebten Manne gnädig zu sein, ihn nicht zu verlassen. Das Licht war ausgelöscht. Draußen wurde es hell. Man begann, die Straßen zu lehren, die Vögel sangen und meine Tränen rannen immer noch. — Gleich morgens erzählte ich alles meiner Hauswirtsin und nachmittags meiner Schwägerin.

Am 31. August erfährt ich, daß mein Mann am 28. August gefallen. Keiner weiß die Stunde, wann er starb. Vielleicht erst nachts, als ich diese Erscheinung hatte. Getroffen wurde er von einem Granatstück bei Gonthal am 28. August nachmittags zwischen 4 und 1/2 6. Sein Grab kenne ich nicht. Habe nichts zurückgelassen; weiß nicht, wann er begraben wurde und wer ihn begraben hat. Ob ich's je noch erfahren werde? —

Wir lesen mit Aufmerksamkeit solche Erzählungen. Sollte da das alte Wort „Telepathie“ am Platze sein? — Wir bewundern Gott und danken ihm, daß er Mittel und Wege findet, die Trennung zu überbrücken. Nicht mechanisch und kalt wird das Band der Liebe gerissen: Während der Körper

des Gatten drüben in Feindes Land an unbekanntem Blase liegen bleiben muß, hat die Gattin das Gefühl, daß die Seele ihres Mannes sie umschwebt und begleitet. — Wie schön wird die Freude des Wiedersehens sein!



## Wie das Verbrechen, so die Strafe

Manches Ereignis ist schon aus jener stürmischen Zeit von 1871 erzählt worden, als die Kommune auf dem Gipfel ihrer unruhigen Herrschaft stand und die Leidenschaften der Hölle sich in Frankreich entfesselt hatten. Von den vielen Begebenheiten, die ich in den verschiedenen Umständen erlebt habe, ist keine so merkwürdig und erschütternd, wie die folgende wahre Geschichte.

Um diese Zeit lebte in Paris in der Nähe des Place du Chateau d'Eau die junge Witwe eines Stadtbeamten, die sich durch feine Fähigkeiten und Rechtschaffenheit ausgezeichnet hatte und bei seinem Tode, der sich ungefähr 6 Jahre vorher zugetragen, ein edles, makellofes Andenken hinterließ. Nur ein einziges Kind blieb der verlassenen Witwe; es war die kleine Mathilde, ein liebliches Kind mit schönen Gesichtszügen, langen, seidnen Locken und Augen, in denen die Reinheit ihrer Seele wie zartes Siamblau widerstrahlte; so klar, lieblich und offen schauten sie in die Welt hinaus.

Mathilde war ihrer Mutter der Brunnquell ihrer einzigen Freude und Hoffnung; ohne sie war ihr die Welt nichts, mit ihr belebte sich ihr mütterliches Herz und tröstete sich in schweren Tagen. Da Madame Etienne in guten Verhältnissen lebte, so hatte sie, was ihr zeitliches Fortkommen anbelangte, wenig zu befürchten, bis zum Jahre 1871, als die traurige Zeit hereinbrach, in der mancher schwer geprüft wurde; auch Madame Etienne besah ein zu empfindliches Gemüt, als daß sie nicht jene Schrecken in dem Innersten ihres Herzens auf das Schmerzlichste fühlte.

Die letzten Tage der Belagerung waren ganz besonders erschreckend; alle, von der Angst unangeseht gefloht, hielten Tag und Nacht ihre Wohnungen geschlossen. Die Kommunisten waren damals die unumschränkten Herrscher in den Straßen; wo sie sich zeigten, verbreiteten sie Tod, Verderben, Feuer und Blut bezeichnend ihre Spur. Der Place du Chateau d'Eau war wegen der schönen Straßen in der Nähe stark verbarrikadiert, und die Witwe schwebte in Furcht und Schrecken, es möchte eine Kugel durch die Fenster ihrer Wohnung dringen und ihr kleines Töchterchen verwunden oder töten, für dessen Sicherheit sie stets ängstlich besorgt war. Eines Morgens nun, nachdem sie die ganze Nacht kein Auge hatte schließen können, weil die Kommunisten unaufhörlich schrieen und lärmten, während sie an der Barrikade arbeiteten, war die arme Frau so abgemattet, daß sie sich nicht erheben konnte und infolge ihrer Erschöpfung und Schlaflosigkeit versiel sie bald in einen tiefen Schlaf.

Die kleine Mathilde, um nicht die Mutter zu hören, schlief sich leise zu einer Tür und trat freudig hinaus in die frische Morgenluft. In der Hand hielt sie einen kleinen Spielballon, der leicht in der Luft schwebte, während sie munter hin und her lief, ihr gelobtes Haar im Winde flatterte und ihre Augen vor Freude strahlten.

Da schreitet eben auf der andern Seite der Straße ein Mann daher, dessen Aufmerksamkeit das spielende Kind auf sich zieht; er bleibt einige Augenblicke stehen, um der unschuldigen Unterhaltung desselben zuzusehen. Mathilde war so zart gebaut und dabei so lieblich, daß man meinen sollte, auch nur der Anblick eines so unschuldigen Wesens müßte das härteste Herz mild stimmen. Aber nein! Dem Teufel in Menschengestalt, der es mit unterhohlem Hase in den Händen betrachtete, war es eine Erinnerung an eine Menschenklasse und eine Vertretung eines Standes, den auszuwählen er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte.

Die Feder sträubt sich, weiter zu schreiben

— Er hebt einen Pflasterstein auf, der noch von der Errichtung der Barrikade übrig geblieben war und — schleudert ihn mit voller Wucht auf das Kind, trifft es auf die Stirn und — selblos fällt Mathilde auf den Seitenweg hin. Doch nicht zufrieden, geht er über die Straße, wirft noch einmal den Stein auf das zerschmetterte und blutende Köpfchen des armen Kindes und — geht dann seine Wege.

Die ganze Nachbarschaft geriet alsbald in große Aufregung. Die unglückliche Mutter erwachte von dem Lärm vor dem Hause. Sie hört Schmerzensrufe, Weinen, Klagen und Jammern; sie blickt umher und vernimmt ihre kleine Mathilde — sie sieht die offene Tür — sie stürzt hinaus — im Nu war sie auf dem Seitenwege, aber — welch ein schrecklicher Anblick bietet sich ihr dar! Sie hebt ihr armes, mit Blut überkommenes Kind auf — — doch wer beschreibt den Jammer ihres Herzens! Wer schildert ihren namenlosen Schmerz!

Madame Etienne war eine fromme Christin und Gott tröstete sie. Ihr Mutterherz empörte sich über die Greuelthat, welche ihr einziges Kind ihr entriß — aber der Gedanke an den Gekreuzigten und an die Schmerzensmutter unter dem Kreuze tröpfelte Balsam in die tiefe Wunde ihres Herzens; sie erstaunte selbst, daß sie diesen Schlag mit ruhiger Ergebung in Gottes heiligen Willen, ohne zu verzweifeln, hat ertragen können. Der Herr verläßt ja nie und nimmer denjenigen, der auf ihn vertraut, und er belohnte ihre Frömmigkeit und Hingebung. Von nun an lebte sie nur, um Wohlthaten zu spenden, in der Hoffnung, einst mit ihrem Kinde im Himmel wieder vereint zu werden.

\*

Jene Schreckenszeit hatte auch ihr Ende; in Paris wurde die Ruhe wieder hergestellt. Madame Etienne zog von dem Orte der schmerzlichen Erinnerungen nach einem anderen Stadtbezirk und im nächsten Sommer ging sie aufs Land, um einige Anverwandte zu besuchen. Als sie nach Hause zurückkehrte, fand sie, daß der Schornstein rauchte, sie ließ einen Maurer kommen, um die Reparatur vorzunehmen. Sie erzählte nachher, daß, als der Mann in ihre Gegenwart trat, sie sich von ihm abgestoßen fühlte und ein Schaudern sie erfaßte; aber sie schrieb das seinem löblichen und würdigen Aussehen zu. Es schien auch sinnverwirrt zu sein, so daß er kaum ihren Anordnungen die nötige Aufmerksamkeit schenken konnte. Da man ihr aber geklagt hatte, er besinde sich in Not und sei ein geschickter Arbeiter, so beruhigte sie sich und übertrug ihm die Arbeit.

Kaum hatte sie sich jedoch in ein anstoßendes Zimmer begeben, als sie einen lauten Schrei hörte, sie eilte hin und fand den Mann am Boden liegen, mit zerschmettertem Schädel, während das Gehirn aus einer gräßlichen Wunde hervorquoll; an seiner Seite lag das Werkzeug, welches das Unglück angerichtet — ein ungeheurer Stein, der während er in den Schornstein hinausschaute, heruntergefallen war und ihn auf den Kopf getroffen hatte. Man ließ eilig hin, um den Arzt, wie auch die Frau des Berunglückten zu holen. Der Arzt erklärte, der Tod werde binnen kurzer Zeit eintreten, und als die Frau ihren Mann in dem Zustande erblickte, schrie sie laut auf: „Mein Gott! Mein Gott! Gerechtfertigt sind deine Wege! O, daß er sein Verbrechen mit dem Tode sühnen muß!“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Madame Etienne, erstaunt über die Worte des jammernden Weibes.

„Ach“, erwiderte diese, „in den letzten Tagen der Kommune war mein Mann voll Mut und daß gegen die sogenannten Aristokraten, welche er Verfolger rechtschaffener Leute hieß. Eines Morgens, als er am Place du Chateau d'Eau vorbeiging, sah er ein Kind mit einem Ballon spielen. Er nahm einen Pflasterstein und warf ihn auf das unschuldige Geschöpf und wie er mir selbst nachher erzählt hat, fiel dasselbe blutend mit zerschmettertem Kopfe zu Boden. Von jener Zeit an hatte er keine Ruhe mehr, da er behändig vom Gewissensbissen gemartert wurde. Jede Nacht schrie er im Schlafe laut auf, denn er glaubte, es sei ihm ein Stein auf den Kopf gefallen. Ach, mein Gott! Gerechtfertigt sind deine Verdicte!“

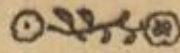
Als Madame Etienne dieses hörte laut sie

in einen Stuhl, während sie ausrief: „Unglückliches Weib, unglückliche Mutter! Das war mein Mund, meine teure Matthe, die von der Hand dieses Mannes getödtet wurde.“ — Sie fiel auf die Knie und betete: „O Gott! du weisst, daß ich keine Nachgedanken hege und keine Wiedervergeltung fordere: Verzeihe diesem Unglücklichen sein Verbrechen. Um dieses bitte ich dich von ganzer Seele!“

Eine Stunde lang verpflegten diese beiden Frauen, weinend und betend, den Sterbenden;

aber er öffnete seine Augen nicht mehr. Einmal zuckten seine Augenlider, gleichsam als eine Erwiderung auf die ängstliche Frage seines Weibes, ob er sie noch kenne. Vielleicht auch, daß seine Seele, schwebend zwischen Leben und Tod, der Gebete für ihn bewußt war; Gott weiß es.

Madame Etienne ließ ihn auf ihre Kosten begraben; sie sorgte auch dafür, daß die Witwe eine Anstellung als Wäscherin erhielt. Sie unterließ es auch nie, eifrig für den Körper ihres lieben Kindes zu beten.



## Die stille Mühle

(Fortsetzung)

Eine Hochlandsgebielche

von Felix Raber.

(Nachdr. verb.)

Blitzartig stand ein großes, kühnes Projekt vor seinem Geiste, das er in Gedanken zur Ausführung brachte. „Man muß alle diese verborgenen Quellen, die hier so überreichlich sprudeln, fassen und in den See leiten“, vernümmerte er. „Das gibt einen Wasserreichtum, der zehn Mühlen zu speisen vermag, ganz abgesehen von der Kraft, die in diesen stürzenden Wassermengen schlummert. Das alte Bett des Mühlbaches ist mit leichter Mühe in einen Kanal zu verwandeln, der die Bergwasser hinunter zum Tal, wo diese Kräfte ausgenützt werden, um das Mühlwerk wieder in Gang zu setzen und elektrisches Licht und elektrische Kraft für die landwirtschaftlichen Betriebe der Bauern zu erzeugen. Auf diese Weise könnte nicht nur aller Schaden gut gemacht, sondern auch dem verarmten Müller zu Glück und Wohlstand verholfen werden.“

Ein großes Glücksgefühl erfüllte ihn und der Wunsch, diese Pläne zu realisieren, gewann mit jeder Minute festere Gestalt in seiner Seele.

„Ich wag's“, rief er. „Meine ganze Kraft — und wenn es sein muß — mein ganzes Vermögen lege ich daran, um dieses große, segensbringende Werk auszuführen.“

Ein neues Leben in Arbeit und Schönheit lag vor ihm, ein Leben, das plötzlich neuen, ungeahnten Inhalt, das Weite und Tiefe, das eine heilige Weihe bekam durch den erhabenen Zweck aller Arbeit und Mühe; andere zu beglücken, Segen zu verbreiten!

Neben all diesen neuen, auf ihn einströmenden Gedanken und Ideen hätte er fast den ursprünglichen Zweck seines Bergaufstieges vergessen: das Bett des alten Mühlbaches aber wählte ihn wieder daran. . . . Denn nun stand er vor dem mächtigen Abflusse des Sees — und konnte, erschrocken, geriet in heißen Born.

Denn nicht die Natur hatte hier gewaltet, sondern frevelnde Menschenhände waren bemüht, gewesen, eine unerhörte Schreckensthat auszuführen.

Der natürliche Abfluß des Abflusses war früher durch eine enge, kaum einen Meter breite Felspalte erfolgt, deren Sohle aber so hoch lag, daß nur der kleinste Teil des Wassers abfließen konnte; doch hatte schon diese kleine Wassermenge genügt, um das Bett des Mühlbaches zu füllen, die Mühlräder zu treiben und dadurch eine Familie zu ernähren.

Nun aber war diese Felspalte gewaltsam verstopft, dieses natürliche Wasserloch böswillig verschlossen worden. Große Felsbrocken waren in den Spalt gestampft, die entstandenen Lücken durch kleinere Steine ausgefüllt und diese künstliche Mauer mit Zement so dicht verstrichen und beworfen worden, daß kaum ein paar dünne Wassertröpfchen Durchlaß fanden, die in dem Sande des alten Bettes spurlos zerrannen.

Das also war des dunklen Rätsels Lösung? — Hier lag das Geheimnis verborgen, welches eine ehrliche Familie zu Grunde richtete, an den Versteinern brachte und unglücklich machte? — Nimmermehr hätte Allmers in den kühnen, verachteten schönen Bergen ein so dunkles Rätsel vermutet.

Ein heftiger Born erfaßte ihn. Wer war der Schurke, der dieses Teufelswerk vollbracht hatte? — Denn nur ein Mensch voll teuflischer Bosheit konnte einen solchen Schreckensthat ausgeführt haben, der dem Müller das seit urdenklichen

Zeiten von der Natur verliehene Wasserrecht gewaltsam entzogen und ihn dadurch ruinierte.

Allmers setzte sich auf diese unglückselige Mauer, nahm den Kopf zwischen die Hände und dachte nach, fragte sich: wer hatte einen Vorteil davon, wenn dem Müller dieses Bergwasser entzogen und dadurch seine Mühle entwertet wich?

Warum wollte der Täter die Untergang des Müllers? Bloß aus materieller Gewinnsucht? — oder aus Bosheit? — oder aus Haß oder Rache? —

Wiederum stand er vor dem dunklen Rätsel, dessen Lösung er nicht finden konnte.

Ein Name schwebte ihm auf den Lippen, — aber er drängte ihn zurück, sprach ihn nicht aus, da er gegen niemand eine Anklage erheben wollte, ohne Beweise für dessen Schuld zu haben. Aber ein Verdacht stieg in ihm auf, den er nicht mehr los wurde.

„Wozu sich mit unnützen Gedanken quälen?“ sagte er, sprang auf und sagte den Bergstod mit beiden Händen. „Ich will handeln, diesen Damm niederreißen und den heiligen Wasser ihren alten, von der Natur vorgeseichneten Weg wieder anweisen. Die alte Mühle soll nicht länger stille stehen, sondern aus tiefem Schlafe zu neuem Leben erwachen, lustig klappern, fröhliche Arbeit tun und arme gequälte Menschen glücklich machen. Ich will der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen.“

Damit stieß er den Bergstod mit aller Wucht gegen die künstliche Mauer, bohrte die Eisen- spize in jede Ritze, in jeden Spalt, suchte die Mauerkrone zu brechen und wenigstens eine Lücke in dieses verschlossene Wasserloch zu brechen. Allein all sein Bemühen war vergeblich. Felsbrocken und Mörtel waren wie Eisen und Stahl verwachsen und nicht zu brechen — und bei einem erneuten Versuch brach die Spize des Bergstodes ab, das Holz sprang mitten entzwei.

Dummstüchtig stand er dem verwundenen Werke eines Bösewichtes gegenüber. Er packte die zu oberst eingefügten Steine mit den Händen und rüttelte an ihnen, bis ihm der Schweiß übers Gesicht lief; aber ebenso gut hätte er versuchen können, einen Berg zu märgen.

Da gab er sein fruchtloses Bemühen auf, warf die Trümmer des Bergstodes in den See und ging weiter, um den uralten Abfluß des Sees zu suchen. Dieser befand sich fast am Ende des Sees, in der Nähe des Wasserfalles, wo der See in eine leichte Bucht auslief, die vertieft worden war, so daß das abfließende Wasser gegen eine niedere, steinerne Brustwehr lief.

An dem zackigen Bruch des Gesteins erkannte Allmers sofort, daß dieses Wasserloch durch Sprengschüsse geöffnet worden war. . . . Durch diese schmale Felsenklüftung ergoß sich nun das Wasser über den steilen Rand des Plateaus hinab und hatte sich ein neues Bett gegraben.

Jornig ballte Allmers die Fäuste. „Schurke! — Lump! . . . Schuft!“ rief er und meinte damit den unbekanntem Täter, der in so schlauer Weise die Natur korrigiert und damit ein kaum wieder gutzumachendes Unrecht begangen hatte. Er hob einige umherliegende Felsbrocken auf, um damit die Schleiße zu sperren; allein dies war ein vergebliches Beginnen, da sie von der Gewalt der stürzenden Wasser in die Tiefe gerissen wurden. Hier mußte das Wasserloch durch Felsblöcke geschlossen und vermauert, dort drüben aber eine Mauer gebrochen werden — dann

erst war Gerechtigkeit, war das heilige Recht der Natur wieder hergestellt.

Er suchte nach weiteren Spuren des Täters und fand endlich weiter südwärts einen klaffen den Felsenspalt mit deutlichen Fußspuren im Sande. Vorsichtig zwangte er sich hindurch und besah sich nun in einer kleinen Höhle, die bewohnt worden war. Denn es befanden sich verschiedene Gegenstände dort, wie sie nur Jäger haben: ein Herd zum Braten des Wildprets, Pfannen, Egeschirre, Schlingen und Netze, Fallen und Salz zum Anlocken des Wildes.

„Hier hat ein Wilderer sein Versteck“, sagte sich Allmers, „da heißt es vorsichtig sein.“ Er blickte durch den Spalt ins Freie, ob auch der Herr dieser Höhle nicht käme, und kehrte, als er die Luft „rein“ fand, wieder in diese zurück. Zum Glück hatte er Streichhölzer bei sich und leuchtete mit ihnen die Wände ab. Da fand er in einer Ritze eine der kleinen Holzstruben, wie sie in alten Bauernhäusern zu finden sind, in denen häuerlicher Schmutz, Salzsteifen, Seidenschürzen, Daarbinden, und andere ländliche Kostbarkeiten aufbewahrt werden. Solche Dinge barg aber die Ritze nicht, vielmehr lagen darin Patronen, Berg- und Kollappen zum Reinigen des Gewehres, mehrere Mädruse zum Anlocken verschiedener Wildarten — und in einem mit einem Deckel geschlossenen Seitensack eine Sprengpatrone mit Zündschnur.

Allmers stieß einen Freudenstöhren aus, nahm die Patrone aus der Truhe und stellte diese wieder an ihren Platz.

Nach eilte er nun dem verschlossenen Wasser- loch zu, um es zu sprengen.

Auf dem Wege dahin bemerkte er deutlich Spuren von Fischen. Offenbar befand sich hier am See ein Wechsell, den der Wilderer benutzte, um die arglosen Tiere vom sicheren Berneck aus niederzuknallen.

Mit Mühe gelang es ihm, seinen zerbrochenen Bergstod aus dem Wasser zu fischen, und als er das dicke Ende endlich in Händen hielt, begann er ein Loch in die Mauerkrone zu bohren. Es ging unendlich schwer, aber schließlich gelang es ihm doch, den Mörtel zwischen zwei Felsstrücken zu entfernen, so daß eine fingerlange Öffnung entstand, in welche er die Patrone mit zitternden Händen hineinsteckte. Vorsichtig legte er darüber keifig auf die Mauer, damit die Zündschnur nicht mit den feuchten Steinen in Berührung kam, und setzte sie in Brand.

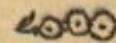
Nach eilte er aus dem Bereich der gefährlichen Patronen und stellte sich in sicherer Entfernung hinter einer Ritze auf, um das Ergebnis seiner Arbeit abzuwarten.

Nach fünf Minuten erfolgte ein dumpfer Knall: eine dicke Rauchwolke wirbelte empor, und Stein- splitter flogen durch die Luft.

Als Allmers die Sprengstelle besichtigte, er- kannte er, daß der Schuß infolge des ungenügenden Bohrtroches keine Wirkung gehabt hatte. Zwar klappte da eine Lücke in der Mauerkrone, aber im übrigen war der Steindamm unverletzt.

„Hier muß Dynamit angewendet werden“, sagte er. „Das muß ich erst aus der Stadt herbeischaffen.“ Und indem er mit der Faust an die Mauer schlug, fuhr er fort: „Warte nur, ich breche dich doch — ich komme wieder!“

Damit verließ er den See, schnitt sich einen kräftigen Stod im Walde und stieg zu Tal. (S. 1.)



„Verschließe dein Ohr dem Weltlärm und Kriegslärm; sehe dich mit ganzem Denken und Fühlen in Verbindung mit diesen Toten; sprich sie an, und sie werden Antwort geben.“

„Auch als Erzieher werden unsere toten Helden sich bemühen, wenn wir ihnen das Wort leihen und ihnen Einfluß geben auf die Jugend!“

„Vergesse die Toten nicht! Für euch haben sie den Kriegstod erlitten in Ruhm und Ehren; beantwortet nicht ihr He dem eifriosen Tode der Vergessenheit, es würde euch zur Schande gereichen. Lasset ihr Andenken nicht sterben! Bereuigt es nicht nur in toten Steinen und kalten Erden, sondern vor allem in lebendigen, warmen Herzen, in denen es aufgehen, blühen und Frucht bringen kann!“